Zeitschrift: Schweizer Kunst = Art suisse = Arte svizzera = Swiss art
Herausgeber: Visarte Schweiz
Band: - (1955)
Heft: 5

Artikel: Die Gesamtausstellung der GSMBA in St. Gallen
Autor: Peterli, Gabriel
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-624264

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZER KUNST
ART SUISSE
ARTE SVIZZERA

GESELLSCHAFT SCHWEIZERISCHER MALER, BILDHAUER UND ARCHITEKTEN
SOCIÉTÉ DES PEINTRES, SCULPTEURS ET ARCHITECTES SUISSES
SOCIETÁ PITTORI, SCULTORI E ARCHITETTI SVIZZERI

Mai 1955 *Bulletin No. 5* *Mai 1955*

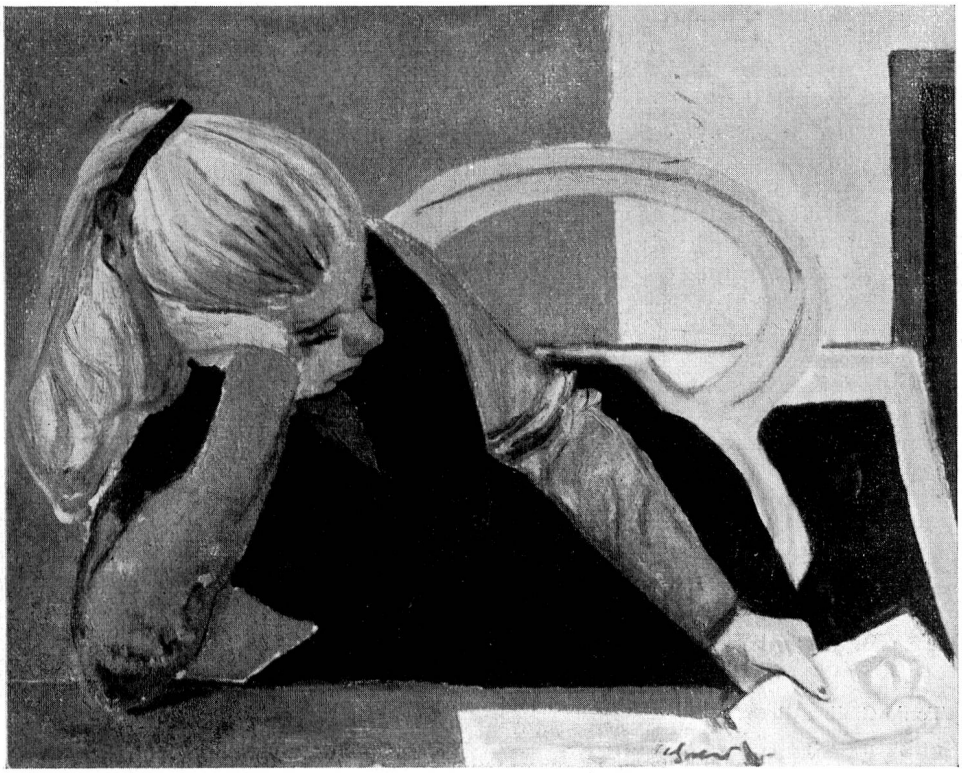
AZ RIEHEN
Bibliothèque Nationale Suisse Bern
572

Die Gesamtausstellung der GSMBA in St. Gallen

Vorbemerkung: Eine fördernd sein wollende Kritik einer derart großen und vielfältigen Ausstellung ist ein Ding der Unmöglichkeit. Es soll deshalb im folgenden versucht werden, unter Vermeidung der Nennung von einzelnen Namen, eine Art Bestandesaufnahme der heutigen Schweizerkunst vorzunehmen. Diese Bestandesaufnahme macht nicht den Anspruch einer objektiven Diagnose; dazu fehlen jene Instrumente, die alle Vorurteile ausschließen könnten, dazu fehlt zudem jene Umsicht, die nur aus dem zeitlichen Abstand gewonnen werden kann.

Die Farbe. Der durchschnittliche Schweizermaler des 19. Jahrhunderts verfuhr mit der Farbe puritanisch oder wenigstens stirnrunzelnd. In der Skizze wagte er es zwar, sich der Farbe anzuvertrauen, sich von seiner eigenen Palette überraschen zu lassen, im repräsentativen Werk jedoch scheute er davor zurück. Einige starke Persönlichkeiten unseres Jahrhunderts waren es dann, die in dieser Beziehung eine entscheidende Wendung gebracht haben. Bei ihnen bekam die Farbe eine höhere Funktion als nur die eines zaghaften «Kolorits». Die Farbe wurde auch als Farbe und nicht nur als Ton verwendet. Die Wirkung, die von den Führenden von etwa 1910 bis 1930 auf die Generation von heute ausging, ist gewaltig, qualitativ und quantitativ! Sie scheint die ganze heutige Generation ergriffen zuhaben, denn die Zahl derer ist groß geworden, für die die Farbgebung mehr ist als nur ein bestimmter Programmpunkt in einer Reihenfolge von Arbeiten, die es an einem Gemälde zu vollbringen gilt; die Farbe ist nun vom ersten bis zum letzten Pinselstrich dabei. Es ist erfreulich zu sehen, daß so bei vielen Malern eine bewundernswerte Synthese von Ton und Farbe möglich geworden ist. Ihre Malerei ist kultiviert im Tonigen, sie schreckt aber vor der Farbe nicht zurück. Darin offenbart sich ein gesundes Verhältnis zur Malerei überhaupt. Man malt nicht mißtrauisch «rechnend», man ver-rechnet sich dementsprechend auch weniger.

Die Motive. Selbstverständlich sind die Motive wiederum außerordentlich mannigfaltig. Vom «Laokoon»

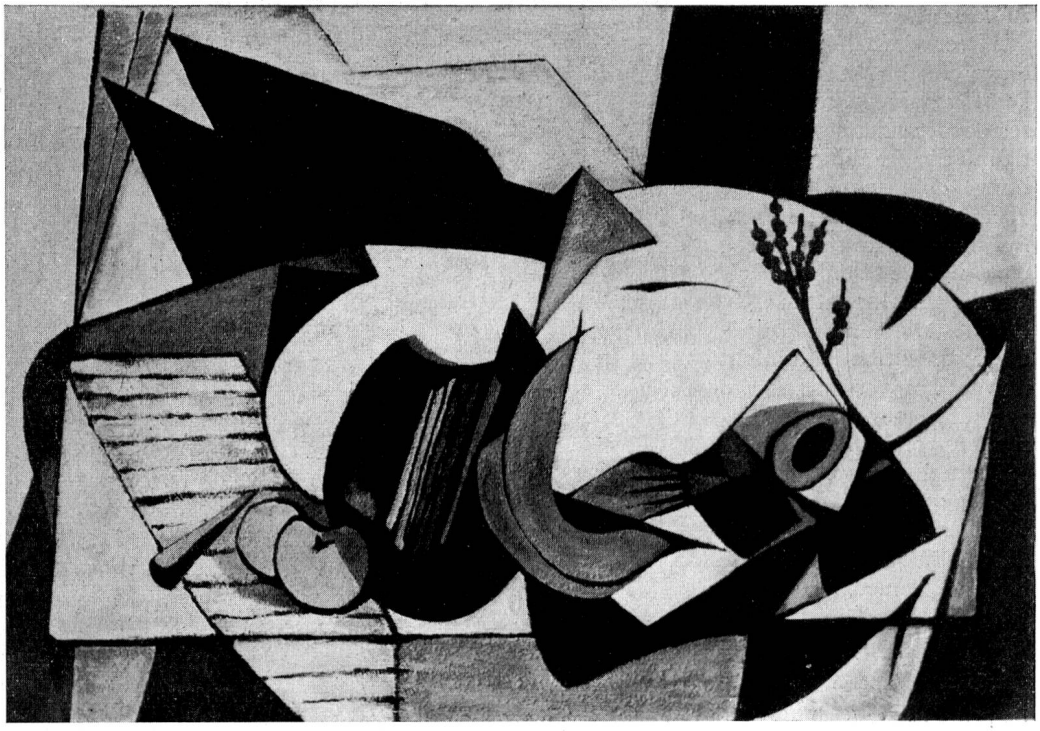


Willi Suter, Anières
La petite lisense (Oel)

über den «Mondaufgang» bis zur «Abstraktion» ist alles da. Ein abstrahierter «Laokoon» ist jedoch einer «Abstraktion» viel näher als eine nur-photographische Landschaft einer mehr-als-photographischen Landschaft. Oder anders: Man braucht sich über die Vielfalt der Motive keineswegs den Kopf zu zerbrechen, viel eher drängt es sich auf, über die so verschiedenen Grade der Abstraktion (oder «Ueber-setzung») nachzudenken. Das führt aber zu Problemen, die sich nicht zu Ende denken lassen, die nur jeder für sich lösen kann. Doch zurück zu den Motiven. Trotz aller Vielfalt gibt es auch gewisse Vorzugsthemen. Zu ihnen gehören die nordafrikanische Welt und der Zirkus. Die nordafrikanische Welt kommt einem allgemeinen Bedürfnis nach Vereinfachung und Konzentration entgegen, vielleicht auch einem gewissen Bedürfnis nach Hintergründigkeit. Was an der Zirkuswelt fasziniert, ist sicher nicht nur das, was die Netzhaut angeht, sondern auch die Illusion einer in sich selber seligen Welt; in diesem Sinne ist die Zirkuswelt zum Ersatz einer unmythisch gewordenen Mythologie geworden.

Die Graphik und der Betrachter. Man gehe hin und nehme einen GSMBA-Katalog von zirka 1920 und vergleiche seinen Inseratenteil mit demjenigen des neuesten Katalogs. Die Graphik der jetzigen Inserate verhält sich zu derjenigen der Inserate von 1920 etwa wie ein geistreiches und temperamentvolles Feuilleton zu einer mühselig erkrampften Schützenfestrede mit vielen mißglückten Zitaten. Soviel zum allgemeinen Stand der modernen schweizerischen Graphik. Inwiefern nun wirkt er sich in der diesjährigen Gesamtausstellung aus? Die Graphik läßt einem mit wenigen Ausnahmen doch eher kühl, und zwar deshalb, weil es relativ weniges gibt, das über das begabte und an sich amüsante Experiment hinausgeht. Man sieht sehr viel Geschicklichkeit und erstaunliche Beherrschung des Materials, aber relativ wenig Fesselndes. Doch lassen wir die ausgleichende Gerechtigkeit walten. Es ist offensichtlich, daß die heutige Schweizermalerei von der modernen Graphik viel profitiert hat. In jedem Saal der Ausstellung sozusagen stößt man auf Künstler, vor deren Bildern man glaubt eine erfrischende, belebende Wirkung der Graphik feststellen zu dürfen. Spürbar ist das an der Lust an der Beherrschung des Materials, auch daran, daß in weltmännischer Art auf den Betrachter Rücksicht genommen wird, was ja nicht genug zu rühmen ist, wenn man bedenkt, wie naiv man das épater le bourgeois noch vor kurzem betrieben hat, beziehungsweise heute noch anderswo betreibt. Die Zeit dürfte vorbei sein, da man das épater le bourgeois mit Kunst verwechselte.

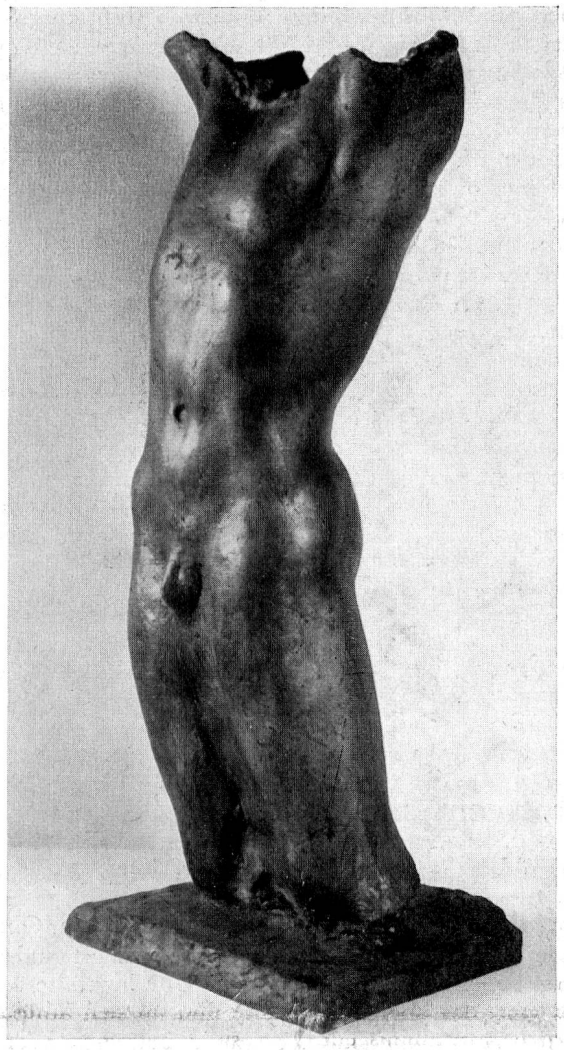
Eine gewisse Rücksichtnahme auf den Betrachter, die sich in der diesjährigen Ausstellung zeigt, hat allerdings auch seine negative Kehrseite, nicht etwa billige Gefallsucht, sondern eine gewisse Resignation der Künstler insofern als man nicht mehr glaubt, den Betrachter verwandeln zu können. Selbstverständlich soll der Maler nicht arbeiten mit der Absicht, sein Publikum zu verwandeln oder gar zu erziehen. Tut er dies, so wird das eigentlich Künstlerische dem hochgeschraubten Willensanspruch hoffnungslos zum Opfer fallen. Nun hat sich das Problem verwickelt: Der Künstler soll also etwas tun, was er nicht wollen soll. Formulieren wir also anders. Die begrüßenswerte Rücksichtnahme auf den Betrachter, die zum Teil auf dem Einfluß der Graphik auf die moderne Malerei beruht, soll sich nicht zur Hohen Schule der Ueberredungskunst entwickeln, sondern zu einer noch wesentlich lebendigeren Begegnung von Künstler und Betrachter, als dies jetzt der Fall ist, wobei im Idealfall beide, Künstler und Betrachter, sich selber übertreffen. Das sei nicht als Forderung aufgestellt, sondern nur so nebenbei als bescheidener Wunsch geäußert. Nicht daß die Kunst gewaltige Kreise der Bevölkerung erfasse, ist mein Wunsch, denn dieser Wunsch ist seit 100 Jahren völlig absurd, mein Wunsch ist der, daß die moderne Schweizerkunst nicht nur die Spezialisten und Kultur-



Tonio Ciolina, Bern
Stilleben (Oel)

kommissionen auf den Plan rufe, sondern auch alle jene, die sich den Wirkungen einer lebendigen Kunst (und das ist die Schweizerkunst) gern aussetzen. Doch kehren wir von den Spekulationen zum Versuch einer Bestandesaufnahme zurück!

Die Plastik. Die heutige Malerei kommt weitgehend ohne Plastizität aus. Auch in der Plastik ist eine ähnliche Unplastizität angestrebt worden. Die diesbezüglichen Experimente scheinen aber keine bedeutende Nachfolge gehabt zu haben, wenn auch eine gewisse Befruchtung der traditionellen Plastik nicht zu leugnen ist. Nach jedem stilistischen oder modischen Exkurs, den die europäische Plastik machte, wandte sie sich wieder der Darstellung des menschlichen Körpers zu, wenn auch mehr um der Form als um des Menschen willen. Aber wenn sie auch nur das «Wie» geben wollte, war es unvermeidlich, auch das «Was» mitzugeben. Damit mag es zusammenhängen, daß die vielen Ismen in der Plastik weniger zum Wort kommen als in der Malerei. Die Plastik, insbesondere die schweizerische Plastik, ist traditionsbewußter als die Malerei. Deshalb gibt es bei den Plastikern weniger «Originalität um jeden Preis» als bei den Malern. Unsere moderne Plastik, wie sie sich in der St. Galler Gesamtausstellung präsentiert, ist mild, kultiviert und vornehm. Sie meidet die stilistischen Extreme, weicht den psychologischen Experimenten aus und vermeidet das Pathos. Dem entspricht es, wenn manche ihrer besten Leistungen auf dem Gebiete der Tierplastik liegen. Hinsichtlich der Vermeidung des Pathos geht die Schweizer Plastik vielleicht zu weit. Man fürchtet das falsche Pathos derart, daß man auch das echte, die echte Monumentalität, unter allen Umständen vermeidet. Wenn unsere Plastik sehr kultiviert, aber gemäßigt ist, so heißt das wiederum nicht, daß sie «hintendrein» sei: ein Dezimeter vorzüglich durchgestaltete Bildhauerei ist nie «hintendrein». (Daß man so etwas überhaupt sagen muß!)



Probst Jakob, Peney-Satigny: Knabentorso, Bronze

Die Jungen. Man pflegt es zu beklagen, wenn die Arbeiten junger Künstler nicht sensationell wirken. Man pflegt es auch zu beklagen, wenn in ihren Werken ihre Wahlmeister spürbar sind. Dagegen muß zweierlei eingewendet werden. Erstens: welcher große Meister der Geschichte der Kunst war nicht in seiner Jugend einem bestimmten Wahlmeister verpflichtet? Ist es nicht besser, sich für einige Zeit einem einzigen zu verschreiben als sein Leben lang aus den Reminiszenzen nicht mehr herauszukommen? Zweitens: es ist erfreulich zu sehen, daß es größtenteils Schweizer sind, die bei den Jungen die Rolle des Wahlmeisters spielen (Gubler, Auberjonois, Stocker u. a.). Das ist übrigens ein Gegenargument gegen die Meinung, es gebe keine Schweizer Tradition mehr.
Das moderne Publikum der Kunstausstellungen geht auf Entdeckungen aus, auf das, was in seinen Augen eine historische Wende, das radikal Neue wäre. In diesem Sinne mag die Gesamtausstellung in St. Gallen enttäuschen; sie tut es jedoch nicht minder als irgend eine moderne Ausstellung. Uebrigens: weder das Publikum noch die Kunsthistoriker (mea culpa . . .) haben je das Keimen einer «historischen Wende» entdeckt!

Ist die Schweizerkunst provinziell? Die deutsche Kunst gleitet in ihren Extremen immer wieder zur Kunst als Surrogat ab, oder dann, was jetzt besonders zu ziehen scheint, zum Pathos der Tiefe, wobei immer wieder Kompliziertheit als Tiefe ausgegeben wird. Die französische Kunst scheint ziemlich ins epigonische Wiederholen, vor allem aber ins Experimentieren verstrickt zu sein. Der gute Schweizer Durchschnitt ist vom Experimentieren wie vom Pathos der Tiefe gleich weit entfernt. Meine Behauptung ist nun die, daß das mit Provinzialität gar nichts zu tun habe. Man ist im Gegenteil provinziell, wenn man das, was am lautesten angepriesen wird, mit einer gewissen Verspätung noch mitmacht, um um jeden Preis up-to-date zu sein. Wer weiß, ob nicht gerade jene Kunst für unsere Zeit wesentlich ist, die nicht den Anschein macht, up-to-date zu sein? Unsere besten waren immer die, die den Weg, den ihnen ihr eigenes, unverwechselbares Temperament vorschrieb, entschlossen verfolgten. So ist es doch wohl auch heute. Und es gibt keine nationale Kunst, die nicht die Kunst einzelner großer Temperamente wäre. Es ist deshalb einfach naiv, der Schweizer Kunst ihre Vielfalt zum Vorwurf zu machen oder gar zu behaupten, es gebe keine nationale schweizerische Kunst mehr. Man sollte nun endlich bereit sein, den Begriff «schweizerisch» soweit auszudehnen, daß er mehr heißt als nur «derb» oder «erdig». Dann sieht man, daß unsere Grenzen nicht nur steuertechnisch bedingt sind, sondern daß sie immer noch die Grenzen einer Kulturlandschaft sind.

Gabriel Peterli.